Originalveröffentlichung in: Indo Asia 16, 1974, S. 258-264

Karl Jettmar

Zentralasien und die sowjetische Archäologie

Von Karl Jettmar (Heidelberg)

In den Lehrplänen der Bundesrepublik Deutschland wird der Geschichtsunterricht — als Darstellung eines unsere Existenz erklärenden und begründenden Werdens — zurückgedrängt. Der verbleibende Rest soll womöglich einer gegenwartsbezogenen Gemeinschaftskunde dienen.

Das geänderte Lebensgefühl, das in dieser Wandlung zum Ausdruck kommt, ist den Völkern der Sowjetunion zutiefst fremd geblieben. Politisch und administrativ geeinigt, mit gemeinsamer Verkehrssprache, fühlen sie sich stärker denn je ihrem Heimaterbe verpflichtet, das in die Tiefe der Jahrtausende zurückreicht. Als während der fünfziger Jahre das kirgisische Nationalepos „Manas" wegen seines feudal geprägten Inhalts verurteilt wurde, führte das trotz aller Gleichschaltungen und Säuberungen der Stalin-Periode zu geschlossener Abwehr seitens des gesamten Volkstums, zu einem Aufbäumen nationalen Stolzes, so daß die Behörden zum Umdenken und Einlenken gezwungen waren. Das ist nur ein Fall unter vielen. Nirgends in der Welt gibt es eine solche Fülle künstlerisch hochwertiger Ausgaben nationaler Heldengesänge, jedes Volk der Union liest von den Helden seiner Vorzeit — und sei es auch in russischer Übersetzung.

Diese Situation hat der Archäologie allgemeines Interesse und eine großzügige finanzielle Absicherung beschert. Eine zentralisierte Grundausbildung, Zusammenfassung der besten Nachwuchskräfte in Akademie-Instituten, ihr Einsatz in systematisch geplanten Expeditionen bei steter Kontrolle haben ein erstaunliches Leistungsniveau geschaffen. Ausstellungen im Westen — z. B. in der Villa Hügel in Essen — haben die historischen Schätze gezeigt, die geborgen und gedeutet werden konnten.

So wurde gerade in Zentralasien, also in einem Raum, dessen eigene Schriftquellen meist nicht allzu weit zurückreichen, das Geschichtsbild wesentlich bereichert. Allmählich wurde deutlich, was in den Jahrtausenden vor Christi Geburt in jenen Steppen und Wüsten, Oasen und Hochgebirgen vor sich gegangen war, die zwischen den Hochkulturzentren des Nahen Ostens und Ostasiens liegen und für lange Perioden der europäischen Vorgeschichte von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Inzwischen greift die sowjetische Archäologie, die sich in Zentralasien erprobte, bereits über die Staatsgrenzen hinweg. In der Mongolischen Volksrepublik und seit kurzem auch in Afghanistan ist sie mit größtem Erfolg tätig, sie kann sich auf das im eigenen Land erarbeitete chronologische System stützen. Diese Ausweitung ist mit dem Versuch verbunden, die einheimische Forschung in den Partnerländern zu mobilisieren, sie in Ausbildung und Zielsetzung anzugleichen.

In früheren Jahren habe ich oft versucht, Erfolge und Probleme der sowjetischen Archäologie in Zentralasien kritisch zu würdigen [1]. Im Rahmen eines kurzen Artikels können nur wenige Beispiele vorgeführt werden. Ich beschränke mich darauf, die Ausführungen Sinors und Heissigs in diesem Heft zu ergänzen, das von ihnen Dargebotene aus anderer Sicht zu beleuchten. Freilich ist [illegible]

sichtigen, daß die Archäologen durch die politische Spaltung des Raumes in eine sowjetische und eine chinesische Hälfte stärker behindert werden, als etwa Philologen. Das neue China hat trotz erstaunlicher Entdeckungen — die in grandiosen Ausstellungen dem Ausland vorgeführt wurden — in seinen zentralasiatischen Besitzungen keine ebenbürtige Forschungstradition entwickelt. Für weite Gebiete sind wir daher auf Funde angewiesen, die bereits vor dem zweiten Weltkrieg gemacht wurden. Konzentriert man sich daher notgedrungen auf Tätigkeit und Resultate der sowjetischen Archäologen, kann man zwei Phasen unterscheiden:

Vor dem zweiten Weltkrieg barg man an einzelnen Stellen, die sich durch besonders günstige Fundbedingungen auszeichneten, z. B. im Hochaltai und in den Waldgebirgen der nördlichen Mongolei sensationelle Funde, die die Lebensbedingungen der letzten vorchristlichen Jahrhunderte in ungeahnten Details zeigten. Hier ist zunächst das erste Hügelgrab von Pazyryk im Altai zu nennen, das zu Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. errichtet wurde. Es liegt so dicht an der Grenze zum ewig gefrorenen Boden, daß Beigaben aus vergänglichem Material, darunter Kunstwerke von unerhörter Eindruckskraft, durch Einfrieren in eine Eislinse erhalten geblieben sind. Das tröstet darüber hinweg, daß Metallgegenstände, vermutlich auch reicher Goldschmuck, schon bald nach der Beisetzung Räubern zum Opfer gefallen sind.

Der Zeit um Christi Geburt gehört die Nikropole von Noin Ula in der nördlichen Mongolei an. Hier bestattete man die Fürsten des Hsiung-nu-Reiches, das drei Jahrhunderte lang alle Nomadenstämme der östlichen Steppen zusammenschloß und so eine gefährliche Bedrohung Chinas bildete. Vermutlich sind die Hsiung-nu (oder auch nur Stämme, die aus dem Hsiung-nu-Reich nach Westen abwanderten) der Kristallisationskern für die *Hunnen* gewesen, also jenes Volk, das die europäische Völkerwanderung auslöste und als wichtiger Machtfaktor in Ostiran und den angrenzenden indischen Gebieten auftrat.

Wiederum waren die Gräber arm an Edelmetall, selbst die Leichen fehlten fast ausnahmslos, da Feinde der Hsiung-nu die Gräber systematisch zerstört hatten, gewissermaßen als politische Deklaration. Trotzdem blieben kostbare Seidenstoffe, Gewebe westasiatischer Herkunft, Zeremonialobjekte und viele Gegenstände des täglichen Bedarfs erhalten.

Abgesehen von solchen spektakulären Aufschlüssen aus relativ späten Zeithorizonten war das Ergebnis der breitangelegten sowjetischen Grabungstätigkeit klärend und desillusionierend. Es zwang, von der romantischen Vorstellung Abschied zu nehmen, die Pferdezucht sei in den Steppen Asiens zu einem sehr frühen Zeitpunkt entstanden und habe den Bewohnern dieser Region bereits Jahrtausende vor dem Einsetzen schriftlicher Quellen massive Überlegenheit gegenüber den seßhaften Bewohnern der Agrargebiete verliehen. Man mußte sich jetzt an die Vorstellung gewöhnen, daß die Wüsten und Steppen Zentralasiens lange Zeit nur von Jägern und Sammlern bewohnt waren. Lediglich in Osteuropa war es offenkundig anders. Rinder- und Pferdezucht, die sich frühzeitig in den Waldsteppen der *Ukraine* entwickelten, gaben den Bewohnern dieser westlichen Fortsetzung der Steppenzone eine solche Überlegenheit, daß sie — auf allerdings noch unklaren Wegen — nach Osten und Südosten ausgreifen konnten. Mit diesem Vorgang erklärt man heute das Auftreten indischer Sprachen in West- und Südasien, die

Verbreitung der Iranier auf dem nach ihnen benannten Plateau und in weiten Teilen des Steppenraumes. Mit von Europa ausgehenden Wanderungen in die Tiefe des Steppenraumes mag zusammenhängen, daß man in Kasachstan, ja am mittleren Jenissei völlig „europäisch" anmutende Schädel in Gräberfeldern des 2. Jahrtausends v. Chr. gefunden hat. Selbst den Chinesen ist frühzeitig der fremdartige Charakter vieler Grenznachbarn in den Steppen aufgefallen, ihre langen Bärte, ihre „grünen" Augen, die bei Türken und Mongolen nicht vorkommen.

Paläoanthropologische Untersuchungen an Skeletten späterer Friedhöfe, aber auch Funde wundervoll erhaltener, realistisch bemalter Gipsmasken führten dann zu der Auffassung, ein *Gegenstoß*, der in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt einsetzte, habe ostasiatisch (mongolid) aussehende Menschen mit gelblicher Hautfarbe, Schlitzaugen und breiten Backenknochen *in die westlichen Steppen* gebracht. In den Stämmen dieser Wanderungswelle hätten wir die Vorfahren der *Türken* zu suchen. Sie kamen als Reiterkrieger, den kavalleristischen Gebrauch des Pferdes hätten sie von den früheren Zuwanderern aus dem Westen gelernt.

Dieses interessante und durchaus plausible Bild ist nun in der nächsten Phase archäologischer Forschung, die nach dem zweiten Weltkrieg einsetzt, zunächst ungemein bereichert und ergänzt worden. Wiederum öffnete man Fürstengräber von ungeheurem Reichtum und ungewöhnlich guten Erhaltungsbedingungen. Dann aber sah man sich zu Korrekturen gezwungen. Man erkennt heute, daß die *Eigenständigkeit Zentralasiens* viel größer war, als zunächst vermutet.

So stieß man im fundreichen Becken von Minusinsk auf Spuren einer Kultur, die sich nicht in dieses simple Schema einordnen ließ. Die teilweise mongoliden

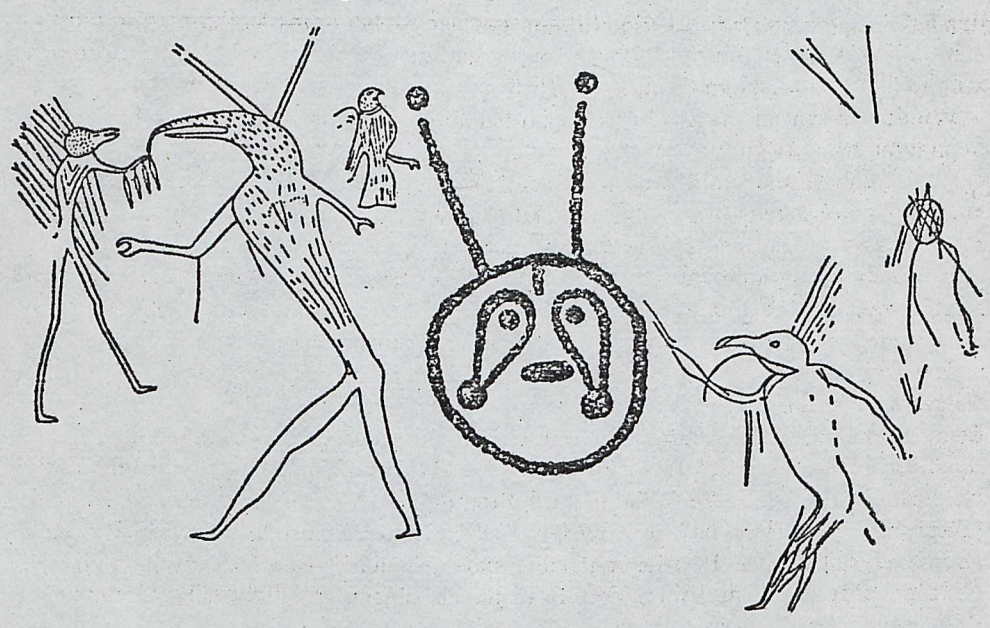


Abb. 1. Eingeritzte und gepunzte Zeichnungen auf Sandsteinplatten des Gräberfeldes Tas-chazaa im Minusinskgebiet. Maskenartiges Symbol (mit Ocker gefärbt), umgeben von maskierten Gestalten (als Schamanen gedeutet). Nach Lipskij 1961.

Bewohner der Steppeninsel am Jenissei hatten schon im frühen 2. Jahrtausend v. Chr. ein Inventar, zu dem Metall gehörte, aber auch andere Geräte, die sich nur durch Einflüsse aus großer Entfernung erklären ließen, letztlich durch einen *Kulturstrom*, der vom *Nahen Osten* ausging. Ihre Grabkammern waren aus Platten zusammengesetzt, die eingetiefte Zeichnungen aufwiesen. Manche sind kühn abstrahiert – sie lassen sich als Gesichter mit drei Augen deuten – in anderen aber erkennt man maskierte Figuren, so elegant dargestellt, daß man zunächst an Einflüsse Altägyptens dachte (siehe Abb. 1). Als Erklärung bot sich die Hypothese an, *Metallurgen aus Hochkulturzentren* hätten sich über das iranische Plateau vorstoßend nach Zentralasien hineingewagt. Im erzreichen Südsibirien seien sie seßhaft geworden und mit der einheimischen Bevölkerung verschmolzen. Dazu würde passen, daß die frühesten Metallgegenstände Südsibiriens aus einer Kupfer-Arsenlegierung hergestellt sind, so wie sie z. B. im Kaukasus vor der Zinnbronze verwendet wurde. Daraus ergibt sich die Frage, ob nicht China, das annähernd in denselben Jahrhunderten rasch und effektiv zur Metallurgie überging, die Anregung dazu solchen wandernden Erzsuchern und Gießern verdankte.

Aber auch in anderer Hinsicht zeigt sich Zentralasien als verbindende Zone: Man hat schon immer vermutet, daß der zweirädrige *Streitwagen*, der in China zunächst als Paradeobjekt in königlichen Bestattungen auftaucht, aus dem ostme-

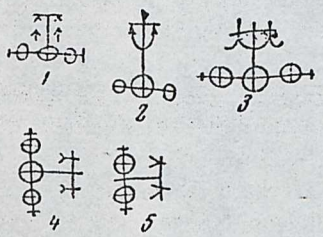


Abb. 2 a. 5 Varianten des chinesischen Schriftzeichens für „Wagen" in seiner frühesten Form (ausgehendes 2. und frühes 1. vorchristliches Jahrtausend). Nach Kozin 1968.

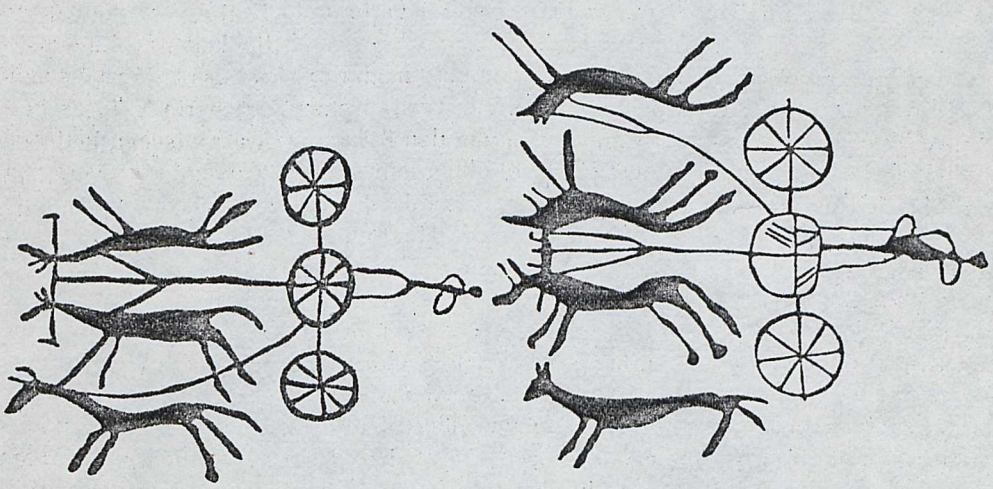


Abb. 2 b. Streitwagendarstellungen auf Felsbildern der Mongolei aus der Felsbildgruppe von Chanyn chad, 8–9 m über dem Erdboden an schwer zugänglicher Stelle angebracht. (Jede Zeichnung nur etwa 40 cm lang.) Nach Wolkow 1972.

diterranen Raum übernommen worden ist, wo dieses hochentwickelte und empfindliche Vehikel ausgiebig im Kampfgeschehen benutzt wurde. Eine solche Ableitung blieb aber problematisch, da man in Zentralasien keinerlei Streitwagentradition feststellen konnte. Zu einem späten Zeitpunkt gab es dort Wohnwagen, auf denen man ganze Familien während des Nomadisierens unterbrachte.

Inzwischen weiß man, daß der Streitwagen den Völkern des Steppenraumes durchaus bekannt war. Sie haben ihn auf Felsbildern dargestellt. *Ein* solches Bild kann datiert werden: Es gehört zum ursprünglichen Schmuck einer Grabstele, die um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends errichtet wurde. Andere Bilder dieser Art dürften jedoch noch sehr viel älter sein. Sie verwenden ein archaisches Darstellungsschema, das dem *chinesischen Schriftzeichen für „Wagen"* entspricht (wie von oben gesehen, aber mit auseinandergeklappten Rädern). Später werden Wagen in Seitenansicht dargestellt (siehe Abb. 2 a).

Auffällig ist, daß auf den Wagen meist nur eine Person steht und daß sie in sinnvollem Zusammenhang mit anderen Felsbildern angebracht sind. Vielleicht handelt es sich um die Ausgestaltung von Kultplätzen (siehe Abb. 2 b). Man hat daher die These vertreten, es sei der Sonnengott auf seinem Wagen gemeint. Große Verdienste um die Darstellung dieser Problematik hat sich V. V. Wolkow erworben — Russe, aber Stiefsohn des Präsidenten der Mongolischen Akademie.

Es gehört in den Rahmen solcher Indizien, daß während des 2. Jahrtausends die Metallurgie im *östlichen Steppenraum* reicher entfaltet war als im Westen. Eine wichtige Rolle spielten *Bronzemesser*, deren Knauf mit der Darstellung eines Tierkopfs geschmückt ist, etwa eines Widders. Ähnliche Messer sind auch im archaischen China der Shang-Zeit festgestellt worden. Man nahm daher an, die Steppenbewohner hätten unter dem Einfluß der chinesischen Bronzegießer gestanden. Jetzt stellt sich immer mehr heraus, daß von einer so direkten Abhängigkeit nicht gesprochen werden kann. Es gab Zusammenhänge, vielleicht sogar eine gemeinsame Quelle der Inspiration, aber die Bewohner der Steppen gingen ihren eigenen Weg. Die vermutlich über die ganze Mongolei verbreitete Kultur, der man diese Bronzegüsse zuordnet, nennt man *Karasuk* (nach einer Örtlichkeit im Minusinskbecken, wo sie ebenfalls auftritt). Sie setzt bald nach der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. ein (siehe Abb. 3). Nach Meinung der sowjetischen Forscherin N. L. Tschlenowa hat sie entscheidende Anregungen von den Stämmen des iranischen Plateaus erhalten. Es ist aber sicher, daß sie nicht allein von solchen Zuwanderern getragen wurde. Die Karasukleute müssen nach Ausweis ihrer Schädel meist mongolide Gesichter gehabt haben, ähnlich den heutigen Tibetern.

Die erstaunlichen künstlerischen Systeme, die von den Nomadenvölkern des gesamten Steppenraumes in der auf die Karasukkultur folgenden Periode — sie beginnt im 7. Jahrhundert v. Chr. — zum Schmuck ihrer Waffen und ihres Pferdegeschirrs verwendet werden, hat man wegen des häufigen Auftretens von Tiermotiven unter der Bezeichnung „*Tierstil*" zusammengefaßt.

Nur relativ selten beobachtet man den Tierstil an größeren Monumenten. Zu den interessantesten Denkmälern dieser Art gehören die *Hirschstelen*, d. h. Menhire, die man in der Mongolei, in Tuwa und Transbaikalien sehr häufig antrifft. Allein in der Mongolei sind über vierhundert bekannt. Zeichnungen darauf — die den Gürtel und die daran hängenden Waffen wiedergeben — sowie ihre Verbin-

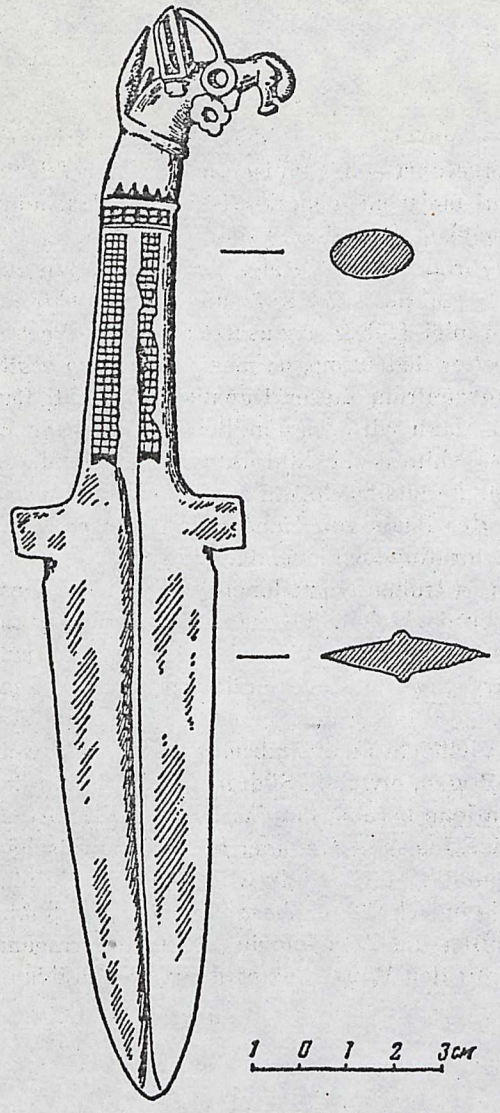
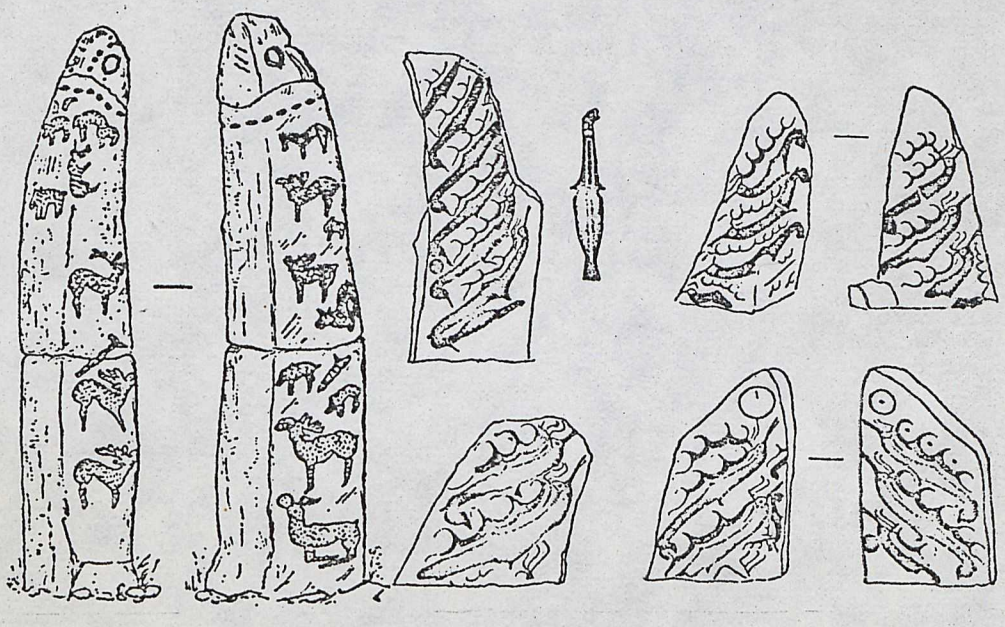


Abb. 3. Bronzedolch der Karasukkultur mit einem Tierkopf (Wildziege?) geschmückt. Zufallsfund aus der Gobi. Nach Wolkow 1961.

Abb. 4. Hirschstelen aus Tuwa (links) und der Mongolei. Die linke Stele zeigt, wie Kopf und Gürtel angedeutet sind (im Gürten steckt ein Streitpickel), die mittlere Stele trägt unter den Hirschbildern einen Dolch von Karasukform (wie Abb. 3, aber mit Scheide – daneben herausgezeichnet). Nach Mannaj-ool 1970 und Wolkow 1967.



dung mit Grabanlagen beweisen, daß sie schematische Bilder von toten Kriegern sind. Manchmal ist auch das Gesicht ausgeführt – mit typisch mongoliden Zügen. Die Seitenflächen dieser Totenstelen sind meist mit charakteristischen Hirschdarstellungen bedeckt, die man ohne Schwierigkeit dem Tierstil zuordnen kann.

Die sowjetische Forscherin E. A. Nowgorodowa hat gezeigt, daß die Waffen auf manchen Stelen, die solchen Schmuck tragen, noch der Karasukkultur angehören, d. h. der „Tierstil" scheint in der Mongolei früher einzusetzen als im Westen (siehe Abb. 4). Das ist von außerordentlicher Bedeutung, da man seit langem erbittert und vergeblich nach dem Ursprungszentrum dieser Kunstübung sucht. Lag das Entstehungsgebiet so weit im Osten, dann wird verständlich, wieso schon in den frühesten Schöpfungen des Tierstils chinesische Einflüsse spürbar sind. Es zeichnet sich hier ein Kulturstrom ab, der bereits zu Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. von Osten nach Westen geht auf der Basis von Handelsbeziehungen, aber auch von kriegerischen Vorstößen der in der Mongolei lebenden Stämme.

So wird verständlich, daß man bereits in frühen Nomadengräbern des Westens, z. B. am Aralsee „mongolide" Schädel entdeckt hat, die man normalerweise um diese Zeit nur sehr viel weiter östlich erwartet hätte. Wir sehen heute, daß auch der östliche Steppenraum frühzeitig aktiv geworden ist, bereits vor dem Hsiungnu-Reich spielt er eine bedeutsame Rolle.

Das Bild, das sich hier andeutet, wäre vielleicht noch eindrucksvoller, wenn weitere Grabungen auf heute chinesischem Boden, etwa am Südrand der Gobi, vorliegen würden. Immerhin genügt das Gefundene bereits, um das kulturelle Selbstbewußtsein der Mongolen innerhalb ihres eigenen Staates, aber auch der türkischen Völker in der Sowjetunion kräftig zu bestätigen. Mit Stolz weist man darauf hin, daß viele der wichtigsten Funde von einheimischen Forschern geborgen und publiziert wurden. In der Sowjetunion ist eben die Archäologie „eine hervorragend nationale Wissenschaft" geblieben, um mit den Worten eines deutschen Prähistorikers der älteren Generation zu sprechen.